

(Nachdruck verboten.)

25]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Esther sank auf den Stuhl nieder und legte den Kopf und den Oberkörper vornüber auf den Tisch, während ihr Gesicht und ihr Hals sich mit kaltem Schweiß bedeckte.

„Dann muß John sich sein Abendbrot selbst zurecht machen; ich will rasch hinaus laufen, meinen Hut aufsetzen, und dann wollen wir rumgehen nach dem Hospital. Haben Sie die Babysachen und alles zusammengepackt?“

„Ja, ja.“

In weniger als einer Minute kam die kleine Mrs. Jones wieder heruntergelaufen. Sie hüllte Esther in ein Tuch und sagte dem leidenden Mädchen, nur Mut zu haben und sich fest auf sie zu stützen.

„Nur Mut, nur Mut!“ wiederholte sie noch einmal. „Wir haben ja nur noch ein paar Meter weit zu gehen.“

„Sie sind so gut zu mir, so gut,“ stöhnte Esther leise, und am Hospital angekommen, lehnte sie sich an die Mauer, während Mrs. Jones die Klingel zog.

„Nur den Kopf oben behalten; bis morgen ist alles vorüber; in ein paar Tagen werde ich mal rumkommen und sehen, wie es Ihnen geht.“

Die Thür öffnete sich. Der Portier zog innen eine Klingel, und eine barmherzige Schwester kam die Treppe herabgelaufen.

„Schnell, schnell, nehmen Sie meinen Arm,“ sagte sie zu Esther, „und atmen Sie recht tief, während Sie die Treppe hinaufgehen. Schnell, schnell, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Auf dem zweiten Treppenabsatz öffnete sich eine Thür, und Esther befand sich plötzlich in einem Zimmer voller Menschen; mindestens acht oder neun junge Männer und Frauen waren darin.

„Was!“ rief sie ganz entsetzt. „Dort hinein, unter alle diese Menschen?“

„Natürlich, das sind die Studenten und die Hebammen.“

Schon vom Korridor aus hatte Esther ein furchtbares Schreien gehört. Jetzt sah sie, daß diese Schreie aus einem Bett linker Hand ertönten. Auf diesem Bett lag eine Frau da ganz zusammengekrümmt. Und halb bewußtlos vor Angst, wurde Esther von der Schwester, die sie hinauf gebracht hatte, hinter einen Wandschirm gezogen und rasch entkleidet. Man zog ihr ein Hemd und eine Jacke an, welche beide ihr eine Weile zu groß waren. Sie erinnerte sich noch, wie die Schwester diese Bemerkung gemacht hatte.

Die beiden Fenster des Zimmers standen weit offen, und als sie von der Schwester begleitet durch das Zimmer ging, bemerkte sie die Waschschüsseln auf dem Boden, die Lampe auf dem runden Tisch und das Glitzern stählerner Instrumente. Rundum standen die Studenten und die Hebammen; sie knabberten Süßigkeiten; das merkte Esther, als sie einen der jungen Männer eine der jungen Frauen fragen hörte, ob sie noch mehr Fondants haben wolle. Ihr Schnattern und ihr Gelächter thaten Esthers Nerven weh, aber in diesem Augenblick begannen ihre Schmerzen von neuem, und sie sah den jungen Mann, der vorher die Lüte herumgereicht hatte, sich ihrem Bette nähern.

„O nein, den nicht,“ schrie sie der Schwester zu; „der ist — der ist — der ist zu jung! Lassen Sie den nicht an mich rankommen!“

Die Umstehenden begannen alle laut zu lachen, und Esther, von Scham und Schmerzen übermannt, barg ihr Gesicht in den Kissen; aber als der junge Arzt sich ihr näherte, wollte sie vom Bett aufspringen.

„Laßt mich gehen,“ schrie sie, „laßt mich gehen, o, wie schrecklich Ihr seid!“

„Nur ruhig, nur ruhig!“ sagte die Wärterin, „machen Sie keinen solchen Unsinn; Sie können nicht alles nach Ihrem Kopfe haben; diese jungen Leute sind hier, um zu lernen.“

Der junge Arzt untersuchte Esther, und sie hörte, wie er zu der Wärterin sagte, daß es nicht nötig wäre, den Doktor zu holen. Ein zweiter meinte, es würde wohl in zwei Stunden schon vorüber sein. Es wird eine ganz leichte Entbindung; der andre Fall da drüben ist viel interessanter.

Dann plauderten sie über die Theaterstücke, die sie gesehen hatten, und die, die sie noch sehen wollten. Dann begannen sie eine lebhafte Diskussion über einen neuen Roman, den sie alle zu lesen schienen, und dann plötzlich rannte die ganze Gesellschaft: Hebammen, Wärterinnen, Studenten zum offenen Fenster hin. Eine kleine Musikkapelle spielte unten auf der Straße.

„Aber, Schwester, Schwester!“ sagte der Student, der an Esthers Bett saß, zu der Wärterin, „dürfen Sie so Ihre Kranke liegen lassen?“

Esther sah ihn an. Es war ein blutjunger Mensch mit hübschem, vollem Gesicht, und als Esther seine klaren, blauen Augen auf sich ruhen fühlte, wandte sie sich schamhaft ab. Die ermahnte barmherzige Schwester hörte plötzlich auf in ihrer lebhaften Unterhaltung und sagte:

„Ach, mit dieser hat's keine Gefahr; wenn sie alle so wären wie die, da brauchten wir eigentlich gar nicht hierher zu kommen.“

„Leider sind sie alle so,“ sagte ein anderer Student, ein dicker, untersehter kleiner Mensch mit rotem Spitzbart. Esther mußte ihn öfter ansehen und haßte ihn wegen seiner lauten Stimme und seiner rohen Scherze. Eine der Hebammen, eine Frau mit langer Nase und kleinen, grauen Augen, schien sich über sie lustig zu machen, und Esther hoffte, daß man dieser nicht erlauben würde, an sie heranzukommen. Sie fühlte, daß sie den Blick und die Hände dieser Frau nicht ertragen könnte. Sie hatte einen so bösen Blick. Aber sie wandte sich kurz ab, und Esther freute sich, als sie sah, daß ihr Liebling unter allen diesen, eine kleine Person, mit lockigem, flachsblondem Haar, an ihr Bett herankam und sie fragte, wie sie sich fühle. Sie sah dem jungen Studenten etwas ähnlich, der noch an Esthers Bett saß, und Esther mußte denken, ob die beiden vielleicht Bruder und Schwester seien, oder am Ende gar Verlobte. —

Bald darauf hörte man eine laute Glocke ertönen; die Studenten liefen hinunter zum Abendbrot; nur eine barmherzige Schwester blieb oben, die die Verpflichtung übernahm, sie sofort zu rufen, wenn es nötig sein sollte. Die letzten furchtbaren Schmerzen hatten Esther so völlig erschöpft, daß sie ein wenig eingeschlummert war, aber in diesem Schlummer hörte sie das Klüstern einiger in der Ecke sitzenden Hebammen so deutlich, daß sie gar nicht zu schlafen glaubte. Und in diesem Halbschlaf verzerrte sich die Wirklichkeit vor ihrem Geiste, und die unglücklich verlaufene Operation, über welche die Wärterinnen sprachen, erschien Esther wie eine Verschönerung gegen ihr eignes Leben. Sie erwachte völlig, horchte zu, und die ganze Wahrheit dämmerte wieder vor ihr auf. Sie war im Hospital — und jene Frauen sprachen von einer armen Frau, die vorige Woche gestorben war — und die Frau dort drüben in dem andern Bett schrie immer noch und schien furchtbar zu leiden; würde sie mit dem Leben davonkommen? Würde sie überhaupt noch den nächsten Tag erleben? Und würde sie selbst den nächsten Sonnenaufgang noch sehen? O, wie langsam verging die Zeit! Wie schrecklich erschien ihr dieser ganze Ort!

Wenn die Wärterinnen nur nicht in einem fort geredet hätten! Und nun begannen ihre Schmerzen schon wieder. Es war schrecklich, so daliegen zu müssen und zuzuhören und immer zu warten, zu warten.

Die Fenster standen weit offen, und fröhliches Gelächter und Gefreisch aus der Straße tönte herauf, Klang wie Hohn und Spott in den Ohren des leidenden Weibes. Dann hörte man das Trampeln von Füßen und viele Stimmen draußen im Korridor. Die Studenten und Wärterinnen kamen wieder zurück von ihrem Abendbrot. Und wieder fühlte sie die furchtbaren Schmerzen an ihrem ganzen Körper heraufkriechen; wieder umstanden all die jungen Leute ihr Bett, und einer der

jungen Männer sagte, es sei noch nicht so weit mit ihr. Die Frau mit den bösen Augen, die Esther haßte, war entgegengelegter Ansicht. Eine lebhaftere Diskussion entspann sich, und alle schienen sich auf einmal dafür zu interessieren. Der junge Mann drückte sich in sehr gewählten, wissenschaftlich klingenden Redensarten aus, und die Wärterinnen und Hebammen hörten sehr andächtig zu.

Ein fürchterlicher Schrei von Esther unterbrach die lebhaftere Diskussion. Ihr wollte es scheinen, als müßte sie in diesem Augenblick ihren Geist aufgeben. Die Hebamme rannte zu ihr hin und in ihren Augen erglänzte ein Strahl des Triumphs, als sie sagte:

„Nun werden wir mal sehen, ob ich nicht recht gehabt habe!“

Sie murmelte noch etwas davon, den Doktor zu holen, und eilte fort.

Wenige Sekunden später kehrte sie mit dem Arzt wieder; sofort wurde alles um Esther ruhig und vernünftig. Er untersuchte sie und sagte leise:

„Es wird doch keine so einfache Sache, wie wir geglaubt haben. Ich werde sie chloroformieren.“

Er hielt eine kleine Drahtmaske über Esthers Gesicht, und der üble Geruch, den sie einatmete, machte sie fast krank, schien sie beinahe zu erwürgen; sie fühlte, wie das Bewußtsein ihr langsam schwand und wie die Gesichter vor ihr sich eines nach dem andern verloren.

Als sie die Augen wieder öffnete, standen die Ärzte und Wärterinnen noch um ihr Bett herum; aber sie sahen nicht mehr so interessiert aus wie vorher. Und während sie sich noch über diesen veränderten Ausdruck auf ihren Gesichtern wunderte, ertönte aus der Stille heraus plötzlich ein kleiner, schriller Schrei.

„Was ist das?“ fragte Esther.

„Ihr Baby!“

„Mein Baby, o, geben Sie es mir; ist es ein Junge oder ein Mädchen?“

„Ein Junge; aber sie können ihn erst bekommen, wenn Sie aus dieser Abteilung heraus sind.“

„Ein Junge! O, ich wußte, daß es ein Junge sein würde.“

Plötzlich ertönte ein fürchterlicher Schmerzensschrei in dem Zimmer.

„Ist das die arme Frau, die vorher schon so schrie, als ich hereinkam?“ fragte Esther. „Ist sie noch immer nicht entbunden?“

„Nein, es sieht sehr schlecht mit ihr; bis Mittag wird sie sicherlich zu leiden haben.“

Dann wurde die Thür geöffnet, und Esther wurde in ihrem Stuhl in den Korridor hinausgefahren. Sie hatte das Gefühl einer in der Erholung begriffenen Pflanze, die ihre Blätter der Sonne entgegenheben wollte, aber mitten in diesem trüben Dämmerlicht ihres Lebens erwachte in ihr von Moment zu Moment mit größerer Deutlichkeit das Bewußtsein eines zweiten Lebens, welches nun auf dieser Erde war.

„Wo ist mein Knabe?“ fragte sie mit matter Stimme, „bitte, geben Sie ihn mir.“

„Hier,“ sagte die Wärterin.

Und ein rotes Fleischklümpchen, in Flanell gewickelt, ward neben sie hingelegt. Seine Augen waren offen und blickten sie an, und dieser eine Blick erfüllte ihren Körper und ihre Seele mit einem so tiefen, so starken Glücksgefühl, daß sie sich vorfam wie verzaubert. Sie nahm das Kind in ihre Arme und hatte das Gefühl, vor Glückseligkeit sterben zu müssen. Sie hörte kaum, was die Wärterin sprach, und verstand nicht, was sie wollte, als sie ihr das kleine Ding wieder aus dem Arm nahm, es neben sie auf das Kissen legte und sagte:

„Nun müssen Sie aber das Kindchen schlafen lassen und müssen selber zu schlafen versuchen.“

Sie selber! An sich hatte sie überhaupt gar nicht gedacht; sie kam sich nur noch vor, wie die Atmosphäre der Liebe, in welcher ihr Kind fortan leben sollte. Sie lag da und konnte nichts andres fühlen und denken, als daß dies Leben von ihrem Leben, dies Fleisch von ihrem Fleische neben ihr lag; ihrer eignen Existenz war sie fast unbewußt in dieser Stunde. Sie berührte es leise mit den Fingern, und ein Gefühl der tiefinnersten Glückseligkeit durchzuckte sie; sie wurde fast ohn-

mächtig über dieser starken Empfindung. Dann öffnete sie die Augen und blickte hin — ja, es war immer noch da. Sie erinnerte sich, daß die Wärterin gesagt hatte, es sei ein Junge. Sie wollte ihren Jungen sehen; und wie im Traume griff sie danach, wickelte ihn aus seinen Hüllen heraus, und wie im Liebesrauserei starzte und starzte sie ihn an, bis er erwachte und zu weinen begann. Nun wollte sie ihn in ihre Arme nehmen, an ihr Herz drücken, ihn beruhigen; aber sie hatte nicht die Kraft dazu, sie konnte ihm nicht wirklich helfen, und die Furcht, daß er sterben könnte, überkam sie. Sie streckte vergeblich die Hände nach ihm aus, aber ihre Kräfte hatten sie verlassen, und selbst sein Geschrei schlug nur noch undeutlich an ihr mattes, müdes Gehirn. Da kam die Wärterin herbeigelaufen und sagte:

„Nun sehen Sie nur, was haben Sie denn gethan! Das arme Kind ist ja ganz naakt. Er friert; davon ist er auch aufgewacht und weint. Ich werde ihn jetzt einwickeln; aber Sie müssen ihn nun ganz zufrieden lassen.“

Aber kaum hatte die Wärterin den Rücken gewandt, so hielt Esther das Kind schon wieder in ihrem Arm. Und sie konnte nicht schlafen; sie mußte nur immerzu an ihn denken, und die ganze lange Nacht verging über diesem neuen Gefühl der eben erwachten Mutterliebe.

(Fortsetzung folgt.)

Wie ich meinen Balkon schmücke.*)

Nur wenigen Ausertwählten ist es in der Großstadt beschieden, ein Gärtchen ihr eigen zu nennen, die Mehrzahl muß auf diesen Luxus verzichten, und deshalb freue ich mich schon, daß ich auf einem Raume von 2 Quadratmeter — meinem Balkon — wenigstens einige blühende Pflanzen haben kann, die ich so sehr liebe. Auf diesem Plätzchen kann natürlich nicht viel wachsen, und doch möchte der Blumenfreund in mir am liebsten von allen schön blühenden Sommerblumen etwas haben. Da streiten sich denn alljährlich zu Ende des Winters Verstand und Herz und machen sich gegenseitig Konzessionen, bis alles bepflanzt resp. besetzt und nichts mehr zu ändern ist.

Schon wenn zu Anfang Februar sonnigere und wärmere Tage kommen, dann zuckt die Hand, um die Samenbehälter hervorzuholen, Erde in die Samennäpfe zu thun und neue Aussaaten zu machen, aber noch behält der Verstand die Oberhand: in der Nacht gefrierts draußen wieder, Sturm und Regen bringen die nächsten Tage und Wochen, und keine Samen liegen in der Erde und keimen nicht. Schimmelpilze aber kommen herbei, wenn Du die Samennäpfe bedeckst, und töten alles Leben, das sich in den Samen zu regen beginnt. Bis Ende Februar wird auf den Verstand wohl noch gehört, dann aber ist alles Reden vergebens: Die Samengefäße werden herbeigeht, und nun geht es an die Aussaat. Vorläufig werden allerdings nur Lobelien, Petunien und Verbänen, erstere beiden oben auf der Erde, die Verbänen nur ganz dünn mit Erde bedeckt, ausgesät; dieselben wachsen anfangs langsam und sollen im Mai schon brauchbare Pflänzchen sein. Die Näpfe werden mit einer Glascheibe bedeckt und an das sonnige Fenster einer geheizten Stube gestellt. Nach vierzehn Tagen zeigen sich denn auch die Keimblätter, und langsam wächst alles heran.

Auf meinem Balkon stehen fünf Blumenkästen, drei vorne und je einer rechts und links. Die Formate sind so gewählt, daß sie nicht überschritten werden dürfen, soll das Schönheitsgefühl nicht darunter leiden. Rechts und links am Gitter habe ich ferner zwei Blumenbretter angebracht, die mir noch gestatten, manche Pflanze unterzubringen, auf die ich sonst verzichten müßte.

Mit geringen Abweichungen ziehe ich auf meinem Balkon Pelargonien, Kapuzinerkresse, Verbänen, Lobelien, Petunien, Asters, Sommer-Chrysanthemum und einige Stauden Meseda; das ist alles. Wohl weiß ich, daß sich ein einfarbiger Flor stets gut macht, aber ich liebe das Farbenreiche und habe seit Jahren damit gute Erfahrungen gemacht. Ein Balkon, der hoch liegt und, wie der meine, an einer breiten Straße mit Vorgärten, darf nicht mit zu matten Farben besetzt sein; deshalb habe ich mich auch zu dem genannten Pflanzenfortiment entschlossen. Pelargonien, Kressen und Petunien haben befamlich sehr große und leuchtende Blüten. Ich lege bei diesen Pflanzen den Hauptwert auf leuchtend rote Farbe und dulde nur einige dunkelgelbe Kressen und einige weiße Petunien; denn goldgelb und weiß muß die andern Farben hervorheben. Chrysanthemum maximum blüht weiß (unster Wiesen-Wucherblume ähnlich) und hat dieselbe Bestimmung. Wenn im August der Blütenstiel der Kresse nachläßt, so müssen die Asters die Lücken ausfüllen; sie werden deshalb auch so gepflanzt und gezogen, daß sie nicht von den andern Pflanzen erdrückt werden. Verbänen und Lobelien

* Aus der Wochenschrift „Nerthus“. (Altona-Dittensen, Chr. Adolff.)

haben zu zierliche Blüten, als daß sie, von unten gesehen, sonderlich ins Auge fallen; aber ich will doch unter meinem Blütenschmuck auch für die Nahe etwas haben. Aus demselben Grunde ziehe ich auch ein paar Pflänzchen Reseda, an dessen feinem Geruch ich mich abends labe.

Es wird bei meinem Pflanzenfortiment aufgefallen sein, daß dasselbe klein und nur aus billigen Pflanzen besteht; nun, das hat seinen guten Grund. Ein sparsamer Hausvater muß rechnen, und da kann er nicht alle Jahre so und so viele Mark für Pflanzen ausgeben. Ich kaufe fast nichts: Pelargonien, einige Chrysanthemum und einige (nur aparte Farben) Petunien werden auf dem Boden, im Keller und im Zimmer überdünelt, von allen Pflanzen werden die Samen gesammelt und immer wieder gesät, ab und zu wird auch für wenige Pfennige eine neue Sorte gekauft und dafür eine andre, nicht mehr reine, ausgeschieden.

Die Erde in den Kästen ist schon seit acht Jahren nicht erneuert, ich behandle sie folgendermaßen. In einem schönen Februarstage mache ich mit einer Kohlschaufel den ersten Kasten leer. Alle toten Stauden, die sich noch in dem Kasten vom Sommer her befinden, lege ich unten in den Kasten (die Steinschicht bleibt natürlich im Kasten) und fülle die Erde des zweiten Kastens darüber und zwar so, daß die oberste Schicht unten zu liegen kommt. So fahre ich mit allen Kästen fort, und in den fünften hinein kommt schließlich die Erde, die zuvor in dem ersten sich befand. Geebnet wird die Erde in den Kästen noch nicht. Nun nehme ich Vogeldung, den mir meine Vogelsammlung reichlich liefert, und streue eine ganz dünne Schicht auf die Kästen. Dort bleibt er liegen bis zu Anfang April und wird in dieser Zeit vom Regen ausgelaugt und aufgelöst. Mitte April aber wird die oberste Erdschicht nochmals umgeworfen, geebnet und sofort Kapuzinerkresse gesät. Anfang April sind im Zimmer auch Reseda und Astern gesät; Chrysanthemum säe ich immer im Juli neu an. Ende April werden dann auch die Blumenbretter, welche natürlich den Winter über nicht draußen bleiben, besetzt und an sonnigen Tagen die überwinterten Pflanzen ins Freie gebracht, abends aber wieder ins Zimmer gestellt, bis das Wetter es rathsam erscheinen läßt, sie auch nachts über im Freien zu lassen, was von Anfang Mai ab der Fall ist. Nur muß man zur Zeit der kalten Tage ein scharfes Auge auf das Thermometer haben.

Die Kresse säe ich in 15 Centimeter Entfernung dicht an die Außenseite der Kästen, dazwischen, jedoch etwas mehr nach der Mitte, pflanze ich später Astern und Petunien, den übrigen Raum aber erhalten die Verbenen, auch manchmal noch Levkojen und Stiefmütterchen, und für die Reseda findet sich auch immer noch ein kleines Plätzchen; sie sind bei mir die Stiefkinder.

Rechts und links auf den Blumenbrettern aber erhalten die Pelargonien und Chrysanthemum und gelegentliche Gäste ihren Platz und davor (nach innen) habe ich einen ganz schmalen, aber tiefen Kasten (mit dem Blumenbrett verbunden), den ich den Lobelien eingeräumt habe.

Von den Kressen ziehe ich hohe und niedrige Sorten, doch binde ich alle Pflanzen hoch, dulde also keine hängende, weil mir der Wind dieselben doch abbrechen würde. Gegoßen und gespritzt wird im Sommer täglich ein- bis zweimal, manchmal einzelne Pflanzen dreimal; denn ich habe Südsite, und da meint es die Sonne oftmals mehr als liebevoll.

Mancher Leser wird vielleicht den Kopf schütteln ob dieses Blumenfreundes merkwürdiger Pflanzenzucht. Nun, ich weiß genau, daß es eigentlich anders sein müßte, aber wie ich es mache, ist es mir bequemer und billiger und — was ja schließlich die Hauptsache ist — alles gedeiht und blüht aufs üppigste und erfreut mich und andre, die Sinn für die lieblichen Kinder Floras haben.

F. r. Wilhelm.

Kleines feuilleton.

— Ortsnamen. Ueber Ortsniedereien handelt ein Aufsatz von S. Weidenbach in der letzten Nummer der „Rheinischen Geschichtsblätter“. Insbesondere ist dabei die Umgegend von Mayen und die benachbarte Gegend am Mittelrhein berücksichtigt. Mit Spitznamen haben sich seit uralten Tagen Familienmitglieder, Bekannte, Freunde, Städte, Dörfer und Landschaften liebevoll bedacht. Mit besonderem Wohlbehagen legte man sie nach den National-Gerichten oder Getränken der Ortseingewohnten bei. Bekannt ist das Sprichwort:

„Bopperde (Bopparder) Mädche,
Kobelenzer Moosch und
Ammenacher (Andermacher) Wein
Verschönern de ganze Rhein.“

Die Bopparder heißen auch „Naachswächter“ oder „Säabestill“, die Andernacher „Langschlöfer“ oder „Siweschlöfer“, die Linger „Nörder“ und „Nudschläger“. Die Koblenzer „Schängel“, Neuwieder „Wärschtche“, Leutesdorfer „Schiwesberger“ — Schwiver — sind ebenfalls allbekannt. Die Mayener sind „Kieslöpper“ oder „Dudschläger“, die Kruster „Windbeutel“, auch „Mühre“ = Möhren oder „Heinze“ = Stiere. In Eitringen mag man nicht gern „Söhnerest“ oder „Gößeläsch“ = Ziegenfleisch hören. Die Bewohner von Giesz führen den Weinamen

„Käsjud“, die von Wehr „Wedenbrei“, die von Wassenach „Flösche“ = Kürbisse und „Schlauten“ = hohle Blätter der Zwiebel. Die Nidenicher heißen „Kirschenfresser“ oder „Kirschenknäpper“, die Cottenheimer „Cottemer Küll“ = morsches Holz, die Thürer werden „Sombasch“ = im Sumpfe stehend genannt. Die Waidter sind „Tragbauern“ oder „Schrottelköpp“, die Mendiger „Knochen“, „Geulbopp“ = Drummkreisel oder „Deckköpp“. Die Einwohner von Trilich stehen in dem Rufe, eine „Ruh gestohlen und eine Ziege wieder gegeben zu haben“. —

— Weiteres aus dem Gerichtssaale. Das „Wiener Extrablatt“ veröffentlicht aus dem Nachlaß seines unlängst verstorbenen Gerichts-saal-Verichterstatters Eduard Seidel folgende Schurken:

„Dieser Angeklagte,“ sagte der Verteidiger, „ist von seinem Vater enterbt worden, weil er bei dessen Tode der einzige in der Familie war, der noch nicht abgestraft worden ist. Heute hat er die Manen seines Vaters versöhnt.“

Vorsitzender: „Angeklagter, der Gerichtshof hat für Sie einen Verteidiger bestellt.“

Angeklagter: „Lassen Sie ihn wieder wegstell'n.“

Verteidiger: „... Es ist allerdings wahr, daß mein Klient den Herrn Rögler „Dops“ tituliert hat, doch glaube ich, daß dies in Anbetracht der jetzigen hohen Rindfleischpreise keine so große Beleidigung ist!“

A: „Wie konnten Sie nur dem Mayer Ihre Tochter zur Frau geben: der Mensch hat ja schon zwei Jahre im Gefängnis gesessen.“

B: „Was Sie sagen! Dieser... mir hat er gesagt, nur ein und ein halb Jahr.“ —

Theater.

Neues Theater. „Königsrecht.“ Schauspiel in vier Akten von B. A. Paap. — Der Verfasser dieses unglücklichen Stückes, in dem das einzig konsequente die stritt durchgeführte Abstammung von allem dramatisch Dichterischem, ist ein holländischer Rechtsanwalt. In seinem Berufe mag er die Gleichgültigkeit der Richter, ihre Verantworftheit in abseits führende, bei aller Pflichtigkeit oft so blinde juristische Haarpalterei, ihren Klasseninstinkt, der sie den Armen mit andren Augen als den Reichen und Mächtigen ansehen läßt, bitter erfahren haben. Brieux hat der Empörung über solches Richterthum in seinem weitans stärkstem Stücke, in „Die rote Robe“, wüthig ergreifenden Ausdruck gegeben: da spricht und glüht der Born, da setzt sich die Tendenz in Fleisch und Blut, in ein das Mitempfinden tief erregendes, ein wahres Menschenschicksal um. Aber wie treibt Paap Tendenz? Er gräbt ein Aneldötchen aus der Hohenzollern-Geschichte aus, dialogisirt es in der kümmerlichsten Weise und verherrlicht — dem Wank an Poesie entspricht das Deficit an Logik und Vernunft — um dem Teufel einen Lort anzuthun, den Veelgehub. Das „Königsrecht“, das er dem niederen, dummen formalistisch versimpelten Juristentume gegenüber in bengalischer Beleuchtung erstrahlen läßt, ist — die Kabinettsjustiz „Friedrichs des Großen“, und obendrein diese Kabinettsjustiz in einem ihrer, wie man in jedem neutralen Nachschlagewerke lesen kann, urkundlich ungerechten Akte!

Das Mißtrauen Friedrichs II. gegen die von ihm eingefetzten Richter, daß sie zu Gunsten der Besitzenden das Recht zu beugen geneigt seien, wird im allgemeinen begründet gewesen sein, und der Ernst, mit dem er die Justizkollegien zu strenger Unparteilichkeit anzuhalten suchte, ist in dem Bild des harten Mannes, der unbedenklich Tausende und Tausende den Zielen seines dynastischen Ehrgeizes auf den Schlachtfeldern opferte, gewiß ein sympathischer Zug. Aber das von Paap gefeierte Verhalten des Königs in dem berühmten Arnoldschen Prozeß zeugt, wie von jenen löblichen Absichten Friedrichs, so mindestens in demselben Maße von seinem tief wurzelnden despotischen Eigenwillen, dem Wiederpiel der Rechts-gesinnung. Die Streitfrage war, ob ein Karpfenteich, den Graf Gersdorf oberhalb der Mühle Arnolds angelegt, dem Näderwerk das Wasser entziehe. Der Müller behauptete das und wurde, da er auf diesen Grund hin die alte Erbpacht weiterzuzahlen sich weigerte, von dem Eigentümer, dem Grafen Schmiettau, ermittelt; den gegen Gersdorf angestrenzten Prozeß verlor er. Der König, an den sich Arnold nun in seiner Not wandte, ordnete eine neue Untersuchung durch den Gerichtspräsidenten Neumann und den Oberst Heuding an. Trozdem Neumann, die kaiserliche Regierung und dann das Kammergericht als höchste Instanz nach der Zeugenvernehmung entschieden, die Mühle habe alle die Zeit hindurch gearbeitet, also Wasser genug gehabt, verließ sich Friedrich Blindlings auf das entgegengelegte Gutachten des Obersten. Den Widerspruch zu seiner eignen Auffassung des Falles ohne weiteres als eine bewußte und gewollte Rechtsbeugung ansehend, ließ er die Kammergerichtsrate, die auf ihren Sinn beharrten, ins Gefängnis führen, kassierte ein paar Richter und verurteilte sie zum Schadenersatz. Der Eingriff war wie in der Form despotisch, so in der Sache ungerecht. Es scheint, daß die Richter hier ihre Schuldigkeit gethan; bestechliche Naturen hätten doch auch gewiß nicht einem uneingeschränkt gebietenden Monarchen zu trotzen gewagt. Friedrich selbst soll später geäußert haben, daß er octauscht worden sei, und nach seinem Tode mußte eine

Revision des Prozesses vorgenommen werden, die die Unschuld der durch Friedrichs Nachspruch Kassierten ergab.

Hier von aber noch abgesehen — es ist wunderbar, daß ein Autor, der seinem offenbar sehr ehrsüchtigen Grolle gegen die Justiz Lust machen möchte, die Fabel einer Begebenheit entlehnt, bei der die Richter ihre Meinung dem obersten Willen, von dem sie abhängen, nicht gehorsam anpaßten, sondern entgegenstellten, einer Begebenheit, bei der sie für ihre richtige oder falsche Ansicht die „allerhöchste Ungnade“ zu riskieren wagten. Nicht einmal, aus welchen Motiven die Juristen ihr Urteil gefällt, hat Paap darzulegen für nötig befunden. Der Küstriner Präsident Neumann, der einzige, von dem man etwas Näheres erfährt, wird in dem Stücke als vollkommener Idiot und das Zeugenverhör derart geschildert, daß jedes Kind aus ihm entnehmen kann, der Müller habe recht mit seiner Klage. Wie reimt sich hieraus, die ein Solidaritätsgefühl mit den Widersprüchen des Müllers als treibender Grund nirgends angedeutet wird, der Spruch des Kammergerichts, der die Idiotenanficht Neumanns beseitigt, und das immerhin mannhaftes Eintreten dieser ganz uninteressierten Räte für ihren Spruch zusammen? Einzig bemüht, „idealisierend“ den Eingriff Friedrichs mit der reinsten Gloriole des Rechts zu umgeben, merkt Paap anscheinend garnicht, welche verworrenen Widersprüche er in die, zudem uns heute so gleichgültige patriarchalische Geschichte hineinträgt. Die prononcierte Langeweile der schleppenden vier Akte wurde allein durch die feine Kunst, mit der Reicher die populäre Figur des alten Fritz gestaltete, in etwas gemildert. Das Publikum bewies Geduld und Mäßigkeit sogar stellenweise. — dt.

Thalia-Theater. „Resemanns Rheinfahrt“. Schwank mit Gesang in drei Akten von Wilhelm Jacoby und Arthur Lippschütz. — Natürlich ist die Titelrolle Guido Thielscher „auf den Leib“ geschrieben. Dieser beim Thalia-Theater gewiß dankbar bewahrte Autoren-Triad sichert von vornherein den Erfolg. Auch diesmal stimmt die Rechnung. Thielscher ist ein unwiderstehlicher Rendant Resemann auf Amors Pfaden. Glück's ihm selber als alter „Grauschimmel“ auch nicht, die von Berlin bis an den Rhein verfolgte „Lorelei“ seines liebgeirrenden Herzens zu lapern, nun, er besitzt Routine genug, sich zu trösten. Gesang es ihm doch, seine beiden Töchter an den Mann zu bringen. Als „doppelter“ Schwiegevaterr kommt er wieder nach Berlin zurück. Wer so augenfällig prädestiniert ist, alles lachen zu machen, wie Thielscher, braucht nicht besorgt zu sein, wenn statt „holder Grazien“ gleich vier Schwank- und Couplet-„Dichter“, all ihre lilafarbige Tinte verpirgend, um seine höchste Kunst werben und Julius Einödshofer dazu den musikalischen Reigen tanzt. Guido, der allzeit Fröhliche, hatte also wieder seinen guten Tag; es „regnete“ Applaus und Lorbeer in Hülle und Fülle. In seine Ehren teilten sich besonders Josefina Dora als drollige Annuschla, „Hausmädchen böhmische“, ferner Heinrich Beer als komischer Gerichtsdienerr Taute, Willi Norded als brav singende Elli und Herbert Paulmüller als knurriger Staatsanwalt. Was dazwischen mimte, war so „la la“. — e. k.

Aus dem Tierreiche.

ie. Merkwürdige Ehepaare und Nachkommen im Tierreich. Mann und Weib sind gewiß auch im Menschengeschlecht in ihrer körperlichen Ausstattung verschieden genug begabt, aber die Unterschiede sind doch bei Tierarten häufig weit größer, soweit man einen Vergleich überhaupt ziehen kann. Die Galanterie verlangt, daß unter den Menschen die Männer dem weiblichen Geschlecht bescheiden den Schönheitspreis zuerkennen. Im Tierreich ist oft genug von dieser Galanterie nichts zu bemerken, weil auch keine Veranlassung dazu vorliegt, denn es tritt hier vielfach ein entgegengesetzter Grundsatz der Natur ein, der es für zweckmäßig zu finden scheint, das Männchen weit schöner zu machen als das Weibchen. Namentlich unter den Vögeln finden sich allbekannte Beispiele für diese Thatsache; wir brauchen etwa nur an die Pfauen oder an die Hühner zu erinnern. Auch bei den Säugetieren sind die körperlichen Unterschiede zwischen Mann und Weib oft sehr groß, oft wieder fast verschwindend. Einen männlichen von einem weiblichen Elefanten unterscheiden zu wollen, erfordert schon etwas Aufmerksamkeit, während bei der Betrachtung eines Löwen und einer Löwin ein unbelehrtes Kind auf den Glauben kommen könnte, daß sie verwandtschaftlich kaum etwas miteinander zu thun haben. Sehr bedeutende Gegensätze zeigen sich bei den Wiederkäuern, und hier ist es eine Gattung von Antilopen, bei der die auffälligsten Größenunterschiede zwischen Mann und Weib stattfinden, die in der Klasse der Säugetiere überhaupt zu beobachten sind. Es sind dies die afrikanischen Sumpfantilopen. Das Männchen, eine mächtige Gestalt mit schöngeschwungenen Hörnern gehört überhaupt zu den imposantesten Erscheinungen der Antilopenfamilie; seine Farbe ist braunschwarz mit einer weißen Linie längs des Rückens. Seine Frau hat kaum den dritten Teil des Gewichtes ihres Gatten und sieht diesem überhaupt so unähnlich, daß ein unerfahrenes Auge durchaus keine Verwandtschaft zwischen beiden Tieren ahnt. Das Weibchen der Sumpfantilope ist am Körper braunrot mit weißen Flecken und Streifen, hat überhaupt keine Hörner und ist so klein, daß es einem betagten Männchen fast unter dem Bauch hindurchgehen kann. Im Berliner Zoologischen Garten kann man nicht nur diese ungleichen Eheleute zusammen beobachten, sondern jetzt auch noch ein jungst

von ihnen geborenes Kleines, das der Mutter in Gestalt und Hautfarbe sehr ähnlich sieht. Seine Zugehörigkeit zur Familie ist für eine genaue Betrachtung wohl zu erkennen, denn es bewegt sich ganz ähnlich, wie die Eltern, und deshalb merkwürdig genug. Der Gang der Sumpfantilopen ist nämlich auffallend dadurch, daß sie dabei ihre Hüfte spreizen und ihren Rücken krumm machen. Gewährt diese Eigentümlichkeit den Sumpfantilopen nicht gerade ein vollendetes zielliches Aussehen, so wird das Ideal der Grazie bei diesen Tiergeschlechtern erreicht in dem bekannnten Muntjal, der freilich nicht zu den Horntieren, sondern zu den Hirschen gerechnet werden muß. Selbst ein ganz ausgewachsenes Tier dieser Art ist von so zartem und kleinem Körperbau, daß ein Reh daneben plump erscheint. Die dünnen Beine sehen aus, als ob man sie zwischen zwei Fingern zerbrechen könnte. Auch hier ist der Unterschied zwischen Männchen und Weibchen recht erheblich. Der männliche Muntjal trägt ein Geweih, das insofern einzigartig ist, als der sogenannte Rosenstock, der mit Haut bekleidet, der Stirn unmittelbar aufsteigende Teil fast ebenso lang ist wie das eigentliche Geweih. Frau Muntjal hat überhaupt kein Geweih, sondern nur ein Paar sonderbare Haarbüschel über der Stirn; auch fehlen ihr die höchst auffallenden hauerartigen oberen Eckzähne, die ihrer Gattung auszeichnen. Sind hier schon beide Eltern von außerster Ziellichkeit, so ist ihr Junges von ganz entzückenden Miniaturformen. Auch für diese Wiederkäuerr hat der Berliner Zoologische Garten gegenwärtig eine Kinderstube einrichten müssen. —

Humoristisches.

— „Die letzte Wolfsjagd in Wittgenstein.“ Im Winter 1848 ist im Verlebener Revier, so erzählt ein geborener Wittgensteiner im „Sauerländischen Gebirgsboten“, ein Wolf erlegt worden; es wurde vermutet, daß er aus den Vogesen stamme und über den Rhein, der in jenem Jahre fest zugefroren war, sich zu uns verirrt habe. Die Erinnerung an ihn wurde namentlich dadurch lebendig erhalten, daß er seiner Zeit die größte Sehenswürdigkeit im Fluß des fürstlichen Schlosses zu Verleburg bildete. Dort stand er schön ausgestopft in einem Glaskasten und wurde von uns Kindern weiblich bewundert. Es war ein mächtiges Tier, dessen Gleiches an Stärke ich nur noch einmal im Zoologischen Garten zu Münster sah, und mag tüchtig unter dem Wildstande aufgeräumt, auch manches Schaf zerrissen und selbst Menschenleben bedroht haben, ehe die Kugel seinem Räuberleben ein Ende machte. Dafür sollte er auch zweimal umgebracht werden. Denn nachdem er lange den Fluß des Verlebener Schlosses geziert hatte, waren ihm die Motten in den Pelz gekommen und hatten diesen so beschädigt, daß er nicht mehr schön war. Darum mußte er seinen Standort verlassen. Aber die ihn entfernen sollten, machten sich die Sache leicht. Sie trugen ihn in den Wald und warfen ihn einfach ins Gebüsch. Elstige lose Vurschen fanden ihn dort und stellten ihn eines Abends im Garten eines benachbarten Wirtshauses auf. Dann stürzten sie mit Zeichen des Schreckens in die gefüllte Wirtsstube und riefen: „En Wulff es im Goarel“ (Garten). Niemand glaubt's, aber die Neugier treibt doch alle hinaus, den Wolf zu sehen. Richtig, da steht er im Garten. Seine Lichter funkeln im Dunkeln; man sieht, wie er die Zähne fleckst. Schnell bewehrt sich jeder so gut er kann. Aber es war gefährlich, dem Wolfe zu nahen. Wer war verpflichtet, sein Leben zu wagen? Und doch wäre es eine Schande und der öffentlichen Sicherheit zuwider gewesen, wenn man das Untier hätte entweichen lassen. Wozu war denn die Polizei da? Sie war vertreten durch den Polizeidiener K. Er muß dran. Man stellt ihm vor, „hä wer dober do un hä mißt's dün“ (thun). Und K. sieht's ein. „Jo“, sagte er, „ech sein dober do, un ech dün's. Sorgt ver mei Fra un mei Kinner.“ Mutig wie Arnhold von Winkelried zieht er den Degen, stürzt auf den Feind und sticht ihn durch und durch. Lautlos bricht der Wolf zusammen und alle wundern sich. So ist der hoffentlich letzte Wolf im Sauerlande zweimal umgebracht worden, erst erschossen, dann erstochen. —

Notizen.

— Von Heinz Tobote erscheint demnächst bei F. Fontane u. Co. Berlin, ein neuer Roman: „Sonnemanns.“ — Die nächste Novität des Kleinen Theaters ist der Einakter „Märtyrer“ von Georg Reide. — Joseph Giampietro tritt mit dem Beginn der nächsten Saison in den Verband des Metropol-Theaters. — Wilkes Bühnenstück „Wahrheit“ fiel bei der Erstaufführung im Kieler Schiller-Theater durch. — Eine sehr günstige Theater Saison hat in diesem Winter Paris aufzuweisen. Neun Stücke haben mehr als hundert Aufführungen erlebt. Die Einnahmen der Gesellschaft dramatischer Dichter übersteigen die des vorigen Jahres um 123 000 M. — Um eine Reihe der wichtigsten Fragen über das Radium erforschen zu lassen, hat das österreichische Ackerbauministerium auf Einschreiben der Akademie der Wissenschaften in Wien verfügt, daß von den erzeugten Lauge-Rückständen der Uran-Farben-Fabrikation in Joachimsthal ab 1. Januar d. J. bis auf weiteres zunächst 10 000 Kilogramm der Akademie und 10 000 Kilogramm Herrn Curie in Paris käuflich überwiesen werden. —